

nach den sittlichen Grundideen der Menschheit und fand ihn im Lichte der Humanität eben so elend, als den spanischen Philipp in dem Trauerspiel. „Majestät,“ sagt Schiller (Taschenausgabe, Band 11, Seite 392), „hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dieses repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsere Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an dem Gegenstand seiner Anbetung sichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweise groß ist, darf unsern Muth darniederschlagen. Die bloße Macht, sey sie noch so furchtbar und grenzenlos, kann nie Majestät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenwesen, die Majestät muß dem Geiste seine Freiheit nehmen. Ein Mensch, der mir das Todesurtheil schreiben kann, hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur bin, was ich seyn soll. Sein Vortheil über mich ist aus, sobald ich will. Wer mir aber in seiner Person den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich ist, auch noch in künftigen Welten beugen!“ — Dahnamentlich gegen Napoleon eine solche ungebeugte in dem freien, stolzen Dichter wohnte, deutet Frau Karoline v. Wolzogen an (Theil 2, Seite 297): „Hätte Schiller dem Weleroberer gegenüber gestanden, er würde, wie der edle Greis Wieland, im vollen Bewußtseyn der Menschen- und Dichterpürde, vor jener hohen, kolossalen Größe ungebendet geblieben seyn, die zusammenstürzen mußte, da sie nicht auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruhte.“

Nothgedrungen muß ich zum drittenmal diese Verse als mein Eigenthum reklamiren, um den Verdacht eines Plagiats von mir zu entfernen, da ich solche in den Gedichten, niedergelegt auf dem Altar des Vaterlandes, Berlin, bei G. Salfeld, 1813 (jetzt Rucker und Püchler), habe drucken lassen.

Schon früher wurden sie in der „Abend-Zeitung“ Nr. 127, 1817, unter dem Namen des verstorbenen Oberhofgerichts-raths G. D. Erhard abgedruckt, weil man sie in dessen Nachlaß gefunden hatte, und schon damals berichtigte ich diesen Irrthum in der „Abend-Zeitung“ Nr. 162 genannten Jahres. Als demnächst nach Verlauf vieler Jahre die nämlichen Verse, doch mit manchem falschen Wort, in dem „Morgenblatte“ Nr. 50, 1835, als angeblich von Schiller standen und von dort so gleich in mehreren Zeitschriften aufgenommen wurden, namentlich in der Wiener „allgemeinen Theaterzeitung,“ redigirt von A. Bäuerle, mußte ich noch einmal mein Eigenthum öffentlich vindiziren, und ich that solches in der „Abend-Zeitung“ Nr. 149, worauf dann auch der

Redacteur der Wiener „allgemeinen Theaterzeitung“ diesen Irrthum berichtigte.

Um so befremdender ist es mir jetzt, daß diese Verse in der eben angeführten Nachlese zu Schiller's Werken wieder aufgenommen worden sind und daß der Herausgeber von der Berichtigung dieses Irrthums keine Notiz hat nehmen wollen, weshalb ich, aus Nothwehr, um nicht für einen Plagiarius zu gelten, der sich mit fremden Federn zu schmücken die eiserne Stirne hat, mein rechtmäßiges Besizthum hiermit zum drittenmal in Anspruch nehmen muß.

Diese Verse entströmten meinem Herzen im Dezember 1806 in meiner Vaterstadt, Stargard in Pommern, als ich, verfolgt von den Schergen Napoleon's, auf der Proskriptionsliste des Weleroberers stehend, aus Berlin dorthin geflüchtet war, und es war für mich kein Grund vorhanden, mit dem Druck bis zum Jahre 1835 Anstand zu nehmen, der nach der Bemerkung der Redaction des „Morgenblattes“ verhindert haben soll, diese Verse in der ersten Auflage von Schiller's Gedichten abdrucken zu lassen, denn ich ließ sie schon 1813 in den erwähnten Gedichten, niedergelegt auf dem Altar des Vaterlandes, drucken.

Da diese Gedichte gänzlich vergriffen sind, so liefere ich diese Verse hier dem Publikum, wie sie von mir niedergeschrieben worden sind:

#### Der Eroberer.

Mag das Volk in thörigtem Erstaunen  
Knechtisch Deiner Macht Verehrung weihn,  
Immer wirst auch Du das Spiel der Launen,  
Einer blinden Schicksalsgöttin seyn;  
Wenn der Sklav' im Staube Dich bewundert,  
Trau des Feigen Schmeichelworten nicht,  
Freier hält ein künftiges Jahrhundert  
Ueber Dich sein Strafgericht.

Wie Du grausam, was bestand, zertrümmert,  
Stürzet in Ruinen einst Dein Reich,  
Und die Krone, die Dein Haupt umschimmert,  
Macht die Thräne der Verzweiflung bleich.  
Wer mit Sichel der Zerstörung mahet,  
Färbt den Purpur mit der Unschuld Blut,  
Ernten wird er, was er ausgesäet,  
Untergeh'n in blinder Wuth.

Einen Erdkreis hast Du Dir errungen,  
Ferne Pole durch Gewalt vereint,  
Viele tausend Knechte Dir erzwungen,  
Doch für Deinen Kummer keinen Freund;  
Bist Du einst des Blutvergießens müde,  
Reicht Dir Liebe keinen Labetrunk;  
Selbst das Lösungswort der Tugend: Friede,  
Wird durch Dich zur Lästerung.

Einsam sitzest Du auf Deinem Throne,  
Wie die eiserne Nothwendigkeit,  
Und Dein Name tönt durch jede Zone,  
Als die blut'ge Geißel Deiner Zeit.  
Was Du wünschest, wirst Du nie vollenden,  
Von Begierden grausam aufgezehrt,  
Nur ein Werkzeug in der Rache Händen,  
Wirst auch Du von ihr zerstört.